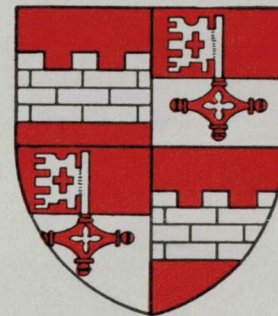


Garner Kollegi-Chronik



7. Jahrgang

Heft 3

Mai 1945

Basler Kollegi-Chronik

7. Jahrgang

Heft 3

Mai 1945



Frau
ob aller
frauen-
Schar.
O Kron,
in deinem
Glanze
klar,
An
Schönheit
kommt
dir keine
gleich,

Du bist an allen Gnaden reich.
Ob aller Erde wonnesam,
Zur Freud der Welt ein blühend Stam;
Du sitzt auf dem Himmelsthron,
Dich preist der Engel Jubelton,
Und die im Feuer leiden Pein,
Sie hoffen auf die Gnade dein.
Du bist der wahre Meeresstern,
Für uns die leuchtende Lucern;
Denn nie bleibt Gnade dem versagt,
Der seine Not dir trauend klagt.
Kein Leiden auch ist je so groß,
Du machst ihn frei, du machst ihn los
Laß wirken mich die Ehre dein,
Laß mich nach Deinem Willen sein.
Maria hilf mir von dem Leid,
Gib meinem Herzen Fröhlichkeit.

Solutrix omnis quaestionis

Unter der großen Anzahl der Namen, mit denen die Kirchenväter und Theologen die Gottesmutter preisen, finden wir bei dem Benediktinerabt Rupert von Deutz († 1135) diesen vortrefflichen Titel: Solutrix omnis quaestionis: Maria beantwortet alle Fragen, löst alle Schwierigkeiten. Das vertrauensvolle Preisgebet der voranstehenden St. Galler Handschrift ist ein inniger Ausdruck dieses Vorzuges unserer Himmelsmutter.

Und wie könnte es anders sein! Sie, die so ganz wunderbar von Gott ausgezeichnet wurde, hineinbezogen in den innigsten Kreis des Allerheiligsten, sie, die Miterlöserin, ist mit dem Herrn. Wie nämlich drei mitgewirkt haben zum Verderben der Menschen: der böse Geist und Verführer Satan; Eva, die durch Stolz und Ungehorsam sündigte, und Adam, der ihrem frevelhaften Tun zustimmte, so mußten auch drei mitwirken zur Errettung der Verlorenen aus dem grausen Sündentod: der gute Geist und Verkünder der frohen Botschaft; Maria, die durch Demut und Gehorsam uns den göttlichen Retter, den neuen Adam, schenkte, der da ist Urheber unserer Erlösung und schließlich Sieger über alle feindlichen Mächte. Wie also Adam mit seiner Gehilfin das gesamte Menschengeschlecht in Tod und Verderben stürzte, so hat Christus sich eine Mitgehilfin auserwählt zur Befreiung der Elenden: die Gottesmutter. Sie ist Mitursache unserer Erlösung, freilich in untergeordneter Stellung, aber doch wirklich Miterlöserin. So ist sie in vorzüglicher Weise Solutrix omnis quaestionis; denn die Sünde ist ja die größte Frage, die größte Schwierigkeit und damit all das, was irgendwie diese betrifft: Gott und die Sünde, Welt und Sünde, das eigene Ich und Sünde. Maria soll all diese Fragen lösen? Eben dadurch, daß Sie mitwirkte, uns aus dieser Wirrnis zu befreien.

Nicht genug. »Du bist der wahre Meeresstern, für uns die leuchtende Lucern.« Der tiefste Grund dafür ist das vertrauende Bekenntnis: »Du bist an allen Gnaden reich.« Gnade besagt immer besondere Auszeichnung durch den Hl. Geist, Anteilnahme an der Fülle göttlichen Lebens, Eindringen und Einblicken ins Göttliche, ins Heiligste. Maria hat Einblick, nimmt Anteil wie sonst kein bloßer Mensch. So ist sie unter uns diejenige, die am tiefsten eingeweiht ist in die Ratschlüsse und Pläne des Allerhöchsten. »Wer kennt das Innere des Menschen«, schreibt der hl. Paulus den Korinthern (I, 2. 11) »außer dem Geist, der im Menschen ist? Ebenso kennt auch niemand das Innere Gottes

als nur der Geist Gottes.« Sie besitzt in ganz außerordentlicher Weise diesen Geist Gottes, sie, die Braut des Hl. Geistes. So ist eine weitere Möglichkeit zur Lösung der Schwierigkeiten gegeben: das Wissen um dieselben, die Kenntnis des Sachverhaltes, der Einblick in die Tatsache.

Wie stehen wir demgegenüber armselig da, machtlos, ohne Einsicht, klein. Wie ein unbezwingbarer Felsblock türmt sich diese tiefste Frage vor uns auf. Wir nehmen immer wieder Anlauf, um durchzustoßen, und fallen mit zerschlagenem Kopf kraftlos zu Boden. Wie sollen wir es verstehen, wie vereinen: Gott der Barmherzige, Gütige — Sünde, Leiden, Not in den Völkern und beim einzelnen, und so vieles, vieles andere? Dabei sind wir doch Lieblinge Gottes, erhoben in den Gnadenzustand, auserwählt zur ewigen Seligkeit, ohne Ende göttliche Liebesvereinigung! Immer aber dieselbe Rede: arme Sünder, Nichtsnutzige, Unfähige.

Was nützt es uns aber, wenn Maria uns miterlöst hat, wenn sie tiefste Einsicht besitzt? Sie hat ja kein Traktätchen geschrieben, kein Evangelium hinterlassen. Was hätte sie uns nicht alles mitteilen können! Worin wir indes von ihr am besten unterrichtet sind, liegt gerade der Grund für diesen hehren Titel, den ihr Rupertus gab: in ihrem Schweigen. So löst uns Maria alle Fragen nicht durch hohe, wissenschaftliche Darlegungen, sondern durch ihr schlichtes, einfaches Tun. Das ist immer wieder die große Lehre unserer gütigen Frau: die stille, liebevolle Hingabe an das, was Gott im Momente von ihr verlangt. »Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?« (Lk. 2,49). Ein kaltes Wort für die suchende Liebe! Und doch, Maria bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Sie zog mit ihrem Sohne hinab nach Nazareth und waltete ihres Amtes. »Meine Stunde ist noch nicht gekommen« (Joh. 2, 4). Gelassen hören wir nur das eine: »Tut, was er euch sagt!« (2, 6). So werden wir in allen Stellen der hl. Schrift, die von der Gottesmutter berichten, über diese ihre heilige Haltung belehrt. Selbst ganz am Schluß, da der Herr schon in harten Schmerzen am Kreuze duldet, ergeht das Wort an sie: »Frau, siehe da deinen Sohn!« (Joh. 19, 26). Und ihr eigener! Schwerste Proben mußte so die Gottesmutter mitleben. Immer aber begleitet dieselbe Hingabe, dieselbe unzerreißbare Liebe, die auch im Härtesten noch fest und stark bleibt. So reift das Große, Unfaßbare, die Erlösung heran. Die Antwort wird. Ohne Lärm, ohne tausend Fragen, ohne Kopfschütteln und Toben, nein, im schlichten Ja in der alles vermögenden Liebe.

Darum paßt es so gut zusammen, wenn Maria im schönen Monat Mai besonders verehrt wird. Es ist nicht sentimentaler Blütenzauber, nein. Mir scheint der Grund viel tiefer zu liegen. Gott wirkt überall auf dieselbe Art und Weise. So auch hier. Die aufblühende Natur ist ein herrliches Abbild dieser Einstellung stiller Hingabe und tiefer Liebe der Gottesmutter. Alles blüht, alles wächst, alles strebt zur Reife, zur Frucht. Niemand aber hört dabei nur den geringsten Lärm, niemand fragt warum. Alles lebt nur nach den verborgenen Gesetzen, die der Schöpfer selbst in die Natur eingesenkt hat. In heiliger Stille leuchten die Blumen vor uns und künden lächelnd die Ehre des Allmächtigen. Je besser die Gesetze beobachtet werden und die Bedingungen erfüllt sind, um so schöner und vortrefflicher wird das Blühen, Gedeihen, der Fruchtsegen. Die Fragen lösen sich, die Frucht reift heran.

Und wir? »Du bist der wahre Meeresstern, für uns die leuchtende Lucern.« So gibt Maria Antwort. Nicht so sehr auf Wissenschaft kommt es an. Wissenschaft bläht auf (I. Kor. 8, 1). Auf diese schlichte Einstellung kommt es an, das liebende Sich-hineinversenken in Gottes Weisheit und Erhabenheit. Es ist ein Nacheilen im Glauben, wo der schwache Geist erliegt. Die Stille lehrt das Große verstehen, ohne Worte, ohne Traktate; die Ruhe die Macht erfassen. Da kann der Geist, der selbst die Tiefen Gottes durchforscht (I. Kor. 2, 10), seine eigene Lichtfülle einsenken, weil Raum da ist, Platz, Weite. Er wird nicht durch kleinliche Enge erwürgt und ausgetrieben. Blühende Pflanzen nehmen mehr Raum ein. Vorher waren sie leer, das Alte mußte zuerst verschwinden. Jetzt können sie sich entfalten, gleichsam verstehen, ja sagen. »Nein, was der Welt töricht erscheint, hat Gott auserwählt, um die Weisen zu beschämen. Was der Welt schwach erscheint, hat Gott auserwählt, um das Starke zu beschämen« (I. Kor. 1, 27). Nicht eigenes Grübeln und selbstgefälliges Erfäßhaben! Torheit! Maria antwortet, hilft: versenke dich herablassend mit mir in das Leben und Leiden des Herrn, und miterlösend, mitverstehend wird Klarheit werden im Glauben, in heiliger Liebe. Flehen wir zu ihr: »Laß wirken mich die Ehre dein, laß mich ganz nach deinem Willen sein!« P. Dominik Löpfe.

Halt an, wo läufst du hin, der Himmel ist in dir:

Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.

Angelus Silesius.

P. Leo Fischer O.S.B.

Zum 50. Todestag († 1895).

Vor fünfzig Jahren wurde P. Leo Fischer in voller Manneskraft unserem Kollegium durch den Tod entrissen. Der Verstorbene genoß über die Grenzen der Schweiz hinaus den Ruf eines Dichters und Gelehrten; und man hat damals nicht gedacht, daß es nach einem Zeitraum von fünfzig Jahren um den Gefeierten so still werde. Mögen diese Zeilen der Erinnerung das verblaßte Bild wieder etwas auffrischen!

P. Leo Fischers Eltern stammten aus Deutschland, der Vater aus der Provinz Brandenburg, die Mutter aus Ostfriesland. Zur Zeit der Geburt ihres einzigen Kindes am 25. Juni 1855 lebten sie in Wien und leiteten die Erziehung der Kinder des Reichsgrafen Fries, später hatten sie dieselbe Stelle inne im Hause des Fürsten Hohenlohe in Venedig. Um sich dem katholischen Milieu anzupassen, traten sie vom Protestantismus zur katholischen Kirche über. Der Vater starb plötzlich, als der Sohn Otto erst neun Jahre alt war. Die Trauer um den geliebten Vater verließ ihn nie mehr, noch zwei Jahrzehnte später dichtete er einen »Totengruß« an des Vaters Grab in Venedig:

Am Allerseelentage	Weit in der Ferne.
Gedenk' ich sinnend dein	Wie möchte ich so gerne
Bei dir noch einmal sein...	

Im gemeinsamen Schmerze schlossen sich Mutter und Sohn noch enger zusammen. Mit ihrer tieffrommen Lebensauffassung wirkte sie auf Ottos empfängliches Herz ein und stimmte seine dichterische Harfe schon früh zum Religiösen und Idealen.

Nun mußte Otto seine Studien beginnen; er ging an das Gymnasium in Linz und fand Aufnahme im Konvikt der Jesuiten. Da fand er zu seinem großen Glück an P. Limbourg einen väterlichen Freund, der ihn bis zur Berufswahl liebevoll betreute und zum fleißigen Studium anspornte, ihm auch immer wieder sagen mußte, daß das Dichten die Pflichterfüllung nicht beeinträchtigen dürfe.

Im November 1871 trat der zweite große Schmerz an Otto heran: seine Mutter starb nach längerer Krankheit; um so mehr und bitterer empfand er den Verlust, da er Schmerz und Trauer in sich verbarg. Er war inzwischen nach Mariaschein in Böhmen gezogen, wo er seine Gymnasialstudien abschließen sollte. In seiner Vereinsamung suchte und fand er in der Poesie seinen Trost:

Der Erde Leid vergaß ich im Gesange,
Ich fand in ihm der Seele Harmonie.
Das war in Bitterkeit, in Sturm und Drange
Die süße Labung, die mir Gott verlieh.

Dabei kam aber das Studium nicht zu seinem Rechte. P. Limbourg schrieb Otto von Linz aus: »Die Poesie ist eine wahre Fata morgana für Dich und Deine jetzige Lage. Lege Deinen ästhetischen Dudelsack einmal ganz zur Seite, damit Dir nicht etwa ein Jahr Deines Lebens im Dudel flöten geht.« P. Limbourg war Prophet: Otto fiel im Maturitäts-examen durch, versuchte es ein zweites Mal mit dem gleichen Mißerfolg. Mit seinen hervorragenden Talenten war er wohl reifer als seine Klassengenossen, aber in Mathematik und Griechisch, die nicht zu seinen Lieblingsfächern gehörten, versagte er. Später mußte er sich tüchtig in das Studium der griechischen Sprache und Literatur versenken haben, denn in Sarnen sang er in voller Begeisterung die Sprache Homers:

»O liebliche Sprache von Attikas Flur,
Du pflegtest die Keime der Völkerkultur,
Die Keime des Großen und Schönen!
Wohl mag dich verachten ein skythischer Sinn;
Uns' aber gewährst du Lust und Gewinn
Mit deinen bezaubernden Tönen...«

Otto sollte sich nun für einen Beruf entscheiden. In den letzten Jahren hatte er hin und wieder an das Theologiestudium gedacht; jetzt, da die Entscheidung drängte, verloren sich die andern Pläne, und er entschloß sich, in Innsbruck der Theologie sich zu widmen, zumal dort sein väterlicher Freund P. Limbourg als Privatdozent an der Universität tätig war. Da Otto seinen Mangel an Selbständigkeit und praktischer Lebensführung kannte, entschloß er sich mit Zustimmung seiner Ratgeber, den Ordensberuf zu ergreifen und bat am 11. Juli 1877 im Kloster Muri-Gries um Aufnahme. Schon drei Jahre vorher bekundete er in dem formschönen Gedichte »Die Mönche« seine Sympathie für den Benediktinerorden:

»Sie kamen in der Zeiten Wende
In schlichtem, härenem Gewand,
Und ihre königlichen Hände
Verzauberten das öde Land:
Den rohen Fels zum Heil'genbildnis,
Zu goldner Saat der Erde Kraft,

Und den gewalt'gen Baum der Wildnis
Zum Lehrstuhl edler Wissenschaft...«

Am 13. November 1877 begann Otto das Noviziat in Gries und legte ein Jahr später, am Todestage seiner Mutter, als Fr. Leo seine hl. Probe ab. Bis zu seiner Priesterweihe am 25. Juli 1880 widmete er sich mit allem Eifer den theologischen Studien, so daß für seine geliebte Poesie wenig Zeit übrig blieb. Im Herbst wurde ihm das Lektorat für Exegese, Hebräisch und andere Bibelfächer an der theologischen Klosterschule übertragen; damit verband er ein intensives Studium der orientalischen Sprachen und wußte auch die Fratres dafür zu begeistern. Mit Vorliebe trieb er auch Kunststudien. Aber die Muse der Dichtkunst forderte vermehrte Berücksichtigung, zumal auch die klösterliche Geborgenheit und das Enthobensein von irdischen Sorgen dazu einlud. Bezeichnenderweise waren Schiller, Oskar von Redwitz, Brentano, Geibel, Uhland, Droste-Hülshoff, Eichendorff, Fr. Wilhelm Weber, Platen und C. F. Meyer seine Lieblingsdichter. Schon bevor P. Leo seine Gedichtebändchen herausgab, war man auf ihn aufmerksam geworden, da er in Tagesblättern, in den »Dichterstimmen der Gegenwart« und in der »Alten und Neuen Welt« Rezensionen und eigene Dichtungen erscheinen ließ.

Im Jahre 1885 wurde P. Leo nach Sarnen versetzt. Der neue Wirkungskreis entsprach ihm; er lehrte am Gymnasium und Lyzeum deutsche Sprache und Literatur, Geschichte und Ästhetik. Trotz der Fülle der Arbeiten für die Schule waren es Jahre reichen dichterischen Schaffens. In Zwischenräumen von je drei Jahren erschienen folgende Bändchen:

- »Ecclesia militans«: ein Zyklus religiös-historischer Gedichte.
- »Blumen aus dem Klostergarten«: Naturbilder, Geschichte, Geistliche Gesänge.
- »Dichtergrüße aus den Alpen«: Sängerbahnen aus alter und neuer Zeit, Festgesänge. Dieses Bändchen widmete er dem Sänger von »Dreizehnlinden« zum 75. Geburtstag.
- »Auf der Höhe«: Leben und Wandern, Sage und Geschichte, Aus Kunst und Wissen.
- »Wanderers Weisen«: Liederstrauß, Elegische Dichtungen, Vermischte Gedichte, Drei Hiebe: eine Novelle in Versen.

P. Leo war ein geborner Dichter. Veranlagung, Erziehung und Lebensschicksale formten seine dichterische Eigenart. Er war ein idealgerichteter Geist; aus der Welt- und Kirchengeschichte, aus dem Kir-

chenjahr und aus eigenen Erlebnissen entnahm er Szenen und Gestalten, die seine Seele besonders bewegten. Auch für die Schönheiten der Natur hatte er ein feines Auge. Die Majestät der Alpenwelt wurde für ihn, als er nach Sarnen kam, ein mächtiges Erlebnis, das immer wieder zum dichterischen Ausdruck drängte. So dichtete er in den ersten Tagen:

»Der Städte Gewimmel Drum grüß' euch der Himmel
Ist dürftig an Reiz, Ihr Berge der Schweiz,
Ermüdend sind ebene Wiesen. Ihr wolkenumgürteten Riesen.«

Unser Dichter war ein ganz bedeutendes Formtalent. Die Schönheitsmittel der dichterischen Sprache fanden von ihm reichste Verwendung, auch benützte er mit Leichtigkeit die verschiedensten Strophenformen. Als Beispiel diene hier das Gedicht

Auf dem Sarner See.

Wie liegt er so lieblich im lachenden Land,
Der blanke, der bläuliche See!
Zerklüftete Zinnen bewachen den Strand,
Es spiegelt im Wasser der Schnee.
Und schallet so helle beim Sinken der Nacht
Das Ave Maria-Geläut,
Dann waltet die Welle in blinkender Pracht,
Vom Schimmer des Mondes bestreut.
Es flammet die flutende Fläche und glüht
Vom Sternengewimmel umstrahlt;
Doch schöner als sie ist ein reines Gemüt,
In welchem der Himmel sich malt.

Ein Heimatgefühl kannte P. Leo nicht. Er war als Norddeutscher in Wien geboren, verlebte seine Knabenjahre in Venedig, studierte in Oberösterreich, Böhmen, Nordtirol, trat in Südtirol ins Kloster, wirkte dann an der Lehranstalt in Sarnen; so war er immer ein stiller Wanderer ohne Heimat. Um so mehr sehnte er sich nach der Heimat über den Sternen.

Eine Herzensangelegenheit war dem Dichter die Verherrlichung der Gottesmutter; ihr weihte er die schönsten und zartesten Lieder, wie z. B. das Gedicht »Maria Himmelfahrt«, dessen erste Strophe lautet:

Warum ist heute so frisch der Tau,
Und die Sonne so klar und der Äther so blau?



Maria im Ährenkleide, Holzschnitt des 15. Jahrhunderts nach einem Bild im Mailänder Dom.

Sie feiern zart
Nach ihrer Art
Mariens selige Himmelfahrt.

Der Lourdeskapelle ob Sachseln widmete er zwei Gedichte, von denen das eine in feiner Weise Naturstimmung und inniges Flehen zu Maria verbindet:

Über des Sees vergoldete Fläche
Schwebet der Sonne entwindendes Licht;
Ferne nur tönet das Rauschen der Bäche;
Welle und Lüfte, sie regen sich nicht.

Glattes Gewässer, wie friedlich und eben,
Dehnet dein Spiegel sich, heiter und blank!
Aber die Fahrt durch das stürmische Leben,
Ach, sie ist bitter, und mancher versank.

Träumerisch breiten der Dämmerung Schatten
Über das Tal sich und über die Furt.
Doch auf dem Berge, auf grünenden Matten
Glänzt noch das Kirchlein der Jungfrau von Lourdes.

Heilige Jungfrau, dir ruhet zu Füßen,
Still wie ein Kindlein, der mächtige See.
Wirst du nicht allen den Kummer versüßen,
Welche dich rufen in Sorgen und Weh?

Heilige Jungfrau, die letzten der Strahlen
Weihest der Tag dir, bevor er verblaßt.
Trauernden Herzen in Stürmen und Qualen
Schenke Erleuchtung und selige Rast!

Nur ganz selten finden wir in P. Leos veröffentlichten Gedichten den unmittelbaren Ausdruck einer seelischen Ergriffenheit; eine hemmende Scheu lastete auf ihm. Er hatte seine Jugendjahre in höheren Kreisen verlebt, wo er als Nichtadeliger stets in Ehrfurcht und Zurückhaltung sich bescheiden mußte. Diese Haltung wurde ein bleibender Charakterzug. Man sagt, er habe auf der Kanzel mit geschlossenen Augen gepredigt und nur ein einziges Mal eine den Gedanken begleitende Aktion gewagt. So hat er jene Gedichte, in denen er den Schleier von seinem Innern ein wenig hob, nie dem Drucke übergeben. Daher kommt es, daß es seiner Poesie, die so ausgezeichnet ist durch Sprachkunst und Formschönheit, an Blut und Wärme fehlt; doch krankt sie

nicht an »des Gedankens Blässe«, der Gehalt ist immer edel, schön, ideal.

Aber trotz seines scheuen und reservierten Wesens fehlte es ihm nicht an Humor. Im vertrauten Kreise der Mitbrüder konnte er herzlich lachen und köstliche Witze zum Besten geben; da sprudelte seine Dichterader manch gelungenen Vers hervor. Den Mitbrüdern, die Mathematik dozierten, widmete er, dem diese Wissenschaft einst einen so bösen Streich gespielt, folgende »Romanze vom pythagoräischen Lehrsatz«:

Moses war zu Salamanka
Einst ein Mathematikus;
Rechnungen mit Unbekannten
Waren ihm ein Hochgenuß.

Doch trotz aller Unbekannten
Schätzte Moses nicht gering
Eine liebliche Bekannte,
Die er oft besuchen ging:

Rachel hieß sie, Jakobs Tochter,
Mit dem abgrundscharzen Haar,
Mit dem süßen, träumerischen,
Sternengleichen Augenpaar.

Aber zwischen Moses Wohnung
Und der Rachel Vaterhaus,
Breiteten zwei lange Gassen
Sich im rechten Winkel aus.

Wenn die Ecke nicht gewesen,
Unser Moses langte dann
An dem Ziele seiner Sehnsucht
Schon in 10 Minuten an.

Sagt mir nun, wie lang er brauchte,
Bis er neben Rachel saß,
Wenn in 6 Minuten eine
Von den Gassen er durchmaß?

*

Dieses Rätsel kann uns lösen
Jenes Griechen kluger Sinn,
Der die Eselsbrücke baute
Über zwei Katheten hin.

$6^2 = 36$,
Zehnmal zehne hundert macht,
 $x^2 = 64$
Und daraus die Wurzel acht.

$6 + 8$ Minuten also
Schwanden hin in raschem Flug,
Bis den Moses Amors Flügel
Zu der schönen Rachel trug.

Der volkstümliche Ton war seinem Dichtertalent nicht gegeben, er stand dem Volke fremd gegenüber. Sein »Unterwaldner Lied« sollte ein Lied für das Volk werden, es wurde auch von Stehle in Musik gesetzt, aber der Dichter hat es nicht aus der Seele des Volkes gesungen, darum fand es auch keinen Widerhall im Volke; es ist Kunstlied im Sinne August Platens:

O holdes Unterwaldner Land,
 Wohl bist du schlicht und klein,
 Doch klein ist auch der Diamant,
 Der sel'tne Edelstein!
 Und wenn dich rings mit engem
 Saum
 Begrenzen Berg und Flut,
 So war in dir doch immer Raum
 Für Ruhm und Heldenmut.

Von deiner Väter Taten schallt
 Die Kunde allerwärts,
 Denn ob und nid dem Kernser
 Wald
 Gedieh manch treues Herz,
 Manch freies Herz, das nicht
 ertrug
 Der Feindesheere Spott,
 Manch treues Herz, das einzig
 schlug
 Für Vaterland und Gott.

Ein solches Herz besaß der Held,
 Der Sempachs Schlacht entschied,
 Und Nikolaus, der gern der Welt
 Entsaßt als Eremit;
 Der eine holte sich im Streit
 Den Preis, der nie vergeht,
 Der andre als der Einigkeit
 Friedliebender Prophet.

O holdes Unterwaldner Land,
 Wie bist du schlicht und klein,
 Doch klein ist auch der Diamant,
 Der sel'tne Edelstein.
 Wie einst die edle Römerin
 Im grauen Altertum,
 So sprich auch du mit stolzem Sinn:
 »Zwei Söhne — sind mein Ruhm!«

P. Leo Fischer gehörte der Zeit und Richtung des Münchener Kreises an, der Nachklassik und Spätromantik, die dem »Kultus der reinen Form« huldigte. Diese Richtung entsprach seinem dichterischen Können und auch seiner persönlichen Eigenart. P. Leo gehört zu den bedeutendsten Dichtern dieser Zeit.

In seiner leider nur zehnjährigen Lehrtätigkeit in Sarnen hat P. Leo Großes geleistet. Er war ein unermüdlicher, begeisterter und begeistern-der Lehrer. Für den Schulgebrauch verfaßte er eine Stilistik, eine Literaturgeschichte und Poetik. Eine besondere Freude war es für ihn, wenn er unter seinen Schülern dichterische Anlagen entdeckte; solche von der Muse Begabte erfreute er gern mit einem anerkennenden und aufmunternden Gedichte. So hat er in »Wanderers Weisen« ein Gedicht aufgenommen mit der Überschrift: Antwort auf das Erstlingsgedicht von Johann Leu, 17. März 1895.

Zum großen Schmerze seiner Mitbrüder und seiner Schüler wurde P. Leo Fischer, wie einst sein Vater, durch einen Hirnschlag von diesem Leben abberufen, es war am 16. August 1895 in Boswil. Sein Wunsch, den er einst als Student in Linz in folgende Verse kleidete, erfüllte sich:

Nicht in Wintertagen,
 Nicht in Nacht und Not —
 Wenn die Lerchen schlagen,
 Komm, o Tod!

Wenn die Lerchen schlagen,
 Soll mein brechend Herz
 Eine Lerche tragen
 Himmelwärts. P. Plazidus.

Chronique romande

C'est de Bure, cette bourgade qui eut les honneurs de Radio Sottens en automne 44 lors de la »terrible bataille de Croix, ce gros village français à la frontière de l'Ajoie, dont l'intensité gagne d'heure en heure et qui devient inouïe«, que vous arrive la salut romand! ... Ne tremblez pas, surtout ne mettez pas le masque à gaz: Si le bruit ne fait pas de bien, il ne fait pas toujours du mal. Preuve, cette terrible bataille, qui fit, de fait, un bruit épouvantable plusieurs jours de suite et qui devint tel, le vendredi 17 novembre que tout être vivant s'affolait: les abeilles préparaient un exode semblable à l'essaimage, les poules volaient sur les arbres ou s'élançaient éperdues contre les maisons, les hommes ... je crois bien que beaucoup récitaient l'acte de contrition ... cachés dans leurs maisons ... L'heure n'était certes pas à la plaisanterie: les batteries allemandes, installées à quelques mètres de notre frontière, tiraient furieusement sans discontinuer, ces lance-mines hurlaient vraiment à la mort. Jusqu'ici pas de riposte du côté des Alliés. Si une bordée d'obus, une rafale de balles étaient tirées sur les Allemands, c'est le village qui prendrait tout ... Par une protection inouïe de la Providence, pas le bruit d'une balle n'a effleuré les troupes, n'a pincé au cœur les civils. Exactement comme l'avait annoncé un officier allemand quelques jours auparavant: »nous allons brûler ici jusqu'à la dernière de nos munitions, puis nous allons nous retirer sur Delle«, le dernier coup de feu de la »terrible bataille de Croix« (qui ne fit aucune victime, aucun dégât à Croix et aux environs!) fut tiré à six heures sonnante. Après un tel tintamarre, un silence, de mort, et la nuit encore. Que se passera-t-il? Nos troupes sont alertées, le bruit circule: »les Allemands veulent entrer en Suisse et en armes«!! C'est donc la guerre, chez nous d'une seconde à l'autre. Le curé allait et venait, rassurait tout le monde avec son sourire, la nuit s'avancait. Au loin, direction Belfort, devant et derrière les Vosges des lueurs gigantesques d'incendies monstres prouvaient que vraiment la bataille faisait rage ... Vers 10 heures, trois soldats allemands se font interner: un vieux, à bout de forces, taciturne, tragique, pas un mot de lui. Mais un jeune de 27 ans remplissait l'air de ses connaissances, de ses exploits. Lui n'avait pu échapper aux innom-

brables blindés américains que par une ruse, dont lui seul était capable, mais la revanche était là, avec les nouvelles armes que ses camarades allaient toucher les jours prochains, toute la puissance alliée serait anéantie en quelques jours, et dans un mois ils dîneraient de nouveau à Paris... Le troisième, enfin, jeune fou de 17 ans, ressemblait à un lion fraîchement encagé: Cette tranquillité lui était insupportable: la bataille, les coups, les bosses... or personne pour en recevoir que lui, et personne pour lui en donner! Le lendemain à l'Angelus de midi, la lutte pour Delle prenait fin, et ce fut la ruée par tous les chemins et toutes les routes sur une grande profondeur de troupes blindées, toutes magnifiquement équipées, coulant tels des torrents grossis par un ouragan subit dans les hautes montagnes, avec un bruit assourdissant vers l'Alsace. Les Portes de Bourgogne étaient ouvertes, celles de Belfort éentrées, celles d'Alsace étaient libres. Les troupes françaises campaient aux bords du Rhin.

Et la population? demandez-vous. Ivre de joie de la délivrance? Oui, sans doute, mais, délivrée du danger toujours menaçant d'être déportée en Allemagne, elle ne va pas connaître cette joie pure du bonheur tranquille. Les ruines sont là, les prisonniers ne reviennent pas et surtout cette vie facile et joyeuse dans la plus grande abondance et insouciance après laquelle on soupire n'est pas là... La famine est pire que jamais: les Américains n'ont que quelques boîtes de conserves et c'est tout... Les lois Pétain tombent, le lait disparaît (on n'en voit pas encore depuis 6 mois, sauf pour les enfants, et encore!!), le beurre sera introuvable, on touchera les premiers 120 gr. de graisse »d'Amérique« en mars 1945! Alors s'installe cette avidité bestiale de tout accaparer à n'importe quel prix! 700 frs. pour six œufs, 660 pour un litre d'huile, les dames toujours si coquettes ne manquent pas de rouge, elles se dessinent les coutures de bas, c'est plus chic. Ces quelques exemples suffisent à faire deviner l'immense misère matérielle qui règne à quelque cent mètres de chez moi.

Et la tenue religieuse? »Ah, ces Français, m'écrivait en terminant un Confrère de là-bas, que Dieu ait pitié d'eux et les délivre!«

L'impiété a fait des progrès insoupçonnables. Le fameux Maquis, par exemple, dans la région n'en voulait aux Occupants, que pour autant qu'ils les empêchaient d'exercer leur activité communiste. L'ennemi restait le catholicisme. Témoin est cette déclaration d'un chef du Maquis à la fin d'une réunion de tous les Maquisards, à laquelle prenait part aussi un éminent membre du Clergé, Officier de l'ancienne guerre et

patriote chauvin, comme seul un curé français peut l'être quand il s'en mêle: »Alors, curé, tu es des nôtres? — Bien entendu, n'avez vous pas entendu mon intervention? — Oui, ce n'est pas de celà qu'il s'agit. Vous êtes communiste, comme nous et avec nous? — Ici, pas de politique, pas de question de partis, nous travaillons pour délivrer la France de ses envahisseurs; après la paix, on discutera. D'ailleurs, tous connaissent mes sentiments à l'égard de la classe ouvrière, et mes interventions en sa faveur auprès de tous les grands industriels de la région! — Êtes-vous communiste, avec nous, ou non? tout le reste ne compte pas. Le lendemain de bon matin, la Gestapo cueillait le brave curé, ses vicaires, et les emmenait... Il revint quelques jours plus tard, relâché à cause de son grand âge, de son état de santé misérable...

A la même date, tous les jeunes gens d'un même village ont pris le maquis pour échapper à l'enrôlement de force. Ils se sont emparés de quelques fusils et munitions et dressent une embuscade: Tout à coup surgit une estafette: Attention, vous êtes repérés, »ils viennent«. Le chef du groupe, bon communiste, retire ses amis et laisse sur place tous les catholiques, qui ignorent le danger. Vingt minutes plus tard, les Allemands descendaient à coup de mitraillettes les pauvres gars qui s'étaient cachés au dernier moment dans les arbres...

Pour terminer, un fait, une image que chacun commentera... Au fameux poste de Danvant, pas loin de chez moi, les adversaires se tiennent à une distance de 120 mètres: L'Allemand a posé un champ de mines pour se protéger, le Français s'en doute... Il chasse un troupeau de vaches: sept superbes bêtes sautent en l'air. Au nord un gros mangeur de saucisses veut s'emparer des bêtes la nuit suivante, évidemment qu'il est reçu à coup de grenades par le copain d'en face, qui gros amateur de biftecks, les veut pour lui seul, mais même réception. Et ce manège continue 15 nuits de suite, si bien que deux mois plus tard les soldats de faction se demandent: pourquoi? J'oubliais de dire que plusieurs soldats y perdirent la vie! Image du monde, dira-t-on: On se tue pour empêcher l'autre de jouir des biens que le Bon Dieu distribue si largement!

Alors, où vont ces gens, où va ce cher et beau pays? Ecoutez encore: La Première Armée d'Afrique composée de Français de la Métropole, mais aussi de Noirs, en arrivant dans notre région célébra si dignement le dimanche matin, qu'un brave curé s'écriait: Voyez le splendide travail de nos missionnaires, voyez les splendides chevaliers de la France nouvelle, ils sont revenus à Dieu, l'avenir s'éclaire de tous

les nobles espoirs. La France coloniale va maintenant christianiser la Métropole.

Les églises étaient en effet bondées d'hommes assistant aux offices, priant et chantant, comme jamais les curés de ces régions n'avaient encore entendu...

Après l'Office et le discours enflammé du bon curé, un de ses meilleurs paroissiens qui, se rendant à Lourdes en automobile (1937), avait failli manquer la messe un dimanche en cherchant l'occasion depuis cinq heures d'y assister et de communier, ne trouvant sur son chemin que des églises vides et abandonnées, s'approche et le félicitant, ajoute: »Monsieur le curé, vous avez oublié de dire que les Nègres viendront nous civiliser.« Ce dont nous avons bien besoin!

La Campagne est actuellement dévastée atrocement par les idées de 1789, la Ville est meilleure, on y trouve une élite magnifique, c'est la lumière dans le sombre tableau...

Maintenant, chers amis, jouissez tous de cette Pax benedictina dont les chers Pères de Sarnen furent pour nous les dispensateurs et en restent les fidèles gardiens. Comme le sang qui perd sa vigueur lorsqu'il est trop longtemps éloigné du cœur, revenons au cœur, à Sarnen, où nous retrouvons la même ferveur à nous recevoir et à nous ranimer.

François Roy, curé de Bure.

Profughi

(Settembre 1943.)

Gli eventi precipitavano, Badoglio aveva dato ordine all'esercito italiano di deporre le armi e di resistere al tedesco qualora questo osasse attaccare. —

Il nostro comando si trovava in un piccolo villaggio del Ticino, sul fondo della valle, e si attendeva da un momento all'altro l'arrivo di profughi. Tutta la nostra truppa, a guardia di un vasto settore alpino tra i 2000—2500 m. s. l. m., era allarmata e teneva ben d'occhio le piccole bocchette per le quali avrebbero potuto infiltrarsi elementi stranieri.

Nel pomeriggio infatti un gruppo di circa 70 soldati saliva lentamente il versante italiano verso la nostra frontiera. — Un Maggiore italiano, all' »alt« delle nostre sentinelle, si presentò e trattò l'entrata in Svizzera dei suoi uomini. Fucili, pistole, granate a mano ecc. vennero sequestrate ed il piccolo corteo scese al nostro comando. —

Li vidi da vicino quei poveri soldati: la lunga marcia, la disfatta della loro patria, l'abbattimento morale li rendevano apatici, chiusi, quasi vergognosi. —

La più parte di essi era giovane, semplice, quadrata, montanara. — Essi provenivano dai paesi al di là e prossimi al nostro confine. Facevano parte d'un presidio di una grossa borgata alpina ed erano fuggiti perchè non volevano cadere nelle mani dei tedeschi ed essere deportati in Germania. —

Prima di partire avevano consegnato tutto il materiale della loro caserma (coperte, viveri ecc.) alla popolazione del luogo, avevano dato l'addio alle loro famiglie e si erano dipoi appostati sui primi monti al di sopra del borgo, in attesa degli eventi. —

Arrivarono i tedeschi con delle blindate, le voci che correvano in paese erano assai gravi: qualora il presidio avesse voluto resistere, i vecchi, le donne ed i fanciulli sarebbero stati messi al muro e per rappresaglia il borgo incendiato. —

Fu allora giuocoforza avviarsi verso il nostro confine in cerca di rifugio.

La più parte degli ufficiali non erano della montagna ed il medico del gruppo, un giovane sottotenente salernitano, mi diceva: »sa, questi ragazzi sono dei camosci, vanno come disperati... Al contrario io è la prima volta che calzo le scarpe grosse. Durante la salita non ne potevo più; dappertutto mi doleva, i piedi erano di carne viva...«

Al nostro comando, passata la prima stanchezza ed il primo abbattimento, si riebbero e sulla sera la certezza di essere al sicuro ed in un paese che nella loro mente e tradizione doveva essere tanto ospitale, creò una certa qual atmosfera di fiducia e di sereno, pur lasciando loro ancora nel cuore la nostalgia di tutto ciò che avevano abbandonato.

E salì in quella sera tranquilla e serena di autunno la nenia lamentevole e pacata delle canzoni alpine: cantavano quei giovani con voce sommessa, ben intonati, con lo sguardo fisso nel vuoto, quasi sognanti la dolcezza del loro focolare, dei loro cari ora tanto lontani.

Poco più tardi arrivò al nostro comando un ordine: tutti i profughi dovevano essere rimandati in Italia il giorno seguente, non già per il luogo donde erano entrati, ma attraverso un altro posto di confine, lontano completamente dal loro paese. — Noi non osammo e non avemmo il cuore di comunicare loro subito questo ordine e lasciammo che almeno quella notte, se pure passata all'aria aperta, fosse per loro

tranquilla e di ristoro. Il giorno seguente vennero inquadrati e ad un'ora prefissa si trovarono alla piccola stazione del borgo dove un treno speciale li attendeva. Erano calmi e tranquilli, per il momento ignari della sorte che li toccava.

L'ufficiale addetto al trasporto di questi profughi era un primo tenente anziano, un umanista di primo rango e per di più scrittore di riviste e critiche d'arte e di storia assai pregiate. Proprio a lui, che era il più colto e fidato del nostro commando, a lui, cui il senso dell'umanità e della cavalleria vibrava in ogni fibrilla del suo corpo, era toccato l'ingrato compito di accompagnare quei poveri profughi verso il luogo del loro abbandono e della loro probabile deportazione o morte. Il suo animo e la sua mente si ribellavano quasi di fronte ad un simile ordine, che d'altra parte non poteva essere discusso ma eseguito. —

Egli, quella mattina, più che mai avvilito, cercava di non lasciar trapelare alcunchè dal suo sguardo o dal suo comportamento. — Mentre che, con questi sentimenti nel cuore, passeggiava su e giù per la stazione, d'un tratto un'onda di agitazione e di bisbiglio passò attraverso i profughi. All'ordine di salire sul treno, tutti, nessuno escluso, si buttarono a terra e non vollero più levarsi: preferivano essere uccisi colà piuttosto che salire su quel treno. Qualche istante prima avevano appreso, non si sa come, il luogo della loro destinazione. Fu un quadro veramente drammatico, nella cornice di quasi tutta la popolazione del villaggio colà radunata e che nel frattempo gettava loro, in un atto di eccelsa solidarietà umana, sigari, sigarette, pane, cioccolata ecc. —

Si vide allora il nostro ufficiale rizzare lo sguardo, ponderare qualche istante, e precipitarsi al commando. Una breve telefonata al commando superiore, spiegava la situazione ed egli qualche minuto più tardi tutto raggianti ritornava ai suoi condannati e comunicava loro che potevano rientrare alle loro case dal luogo dove il giorno prima erano passati. Quella scena che qualche istante prima, nella sua piccola cornice, aveva assunto la drammaticità della spedizione siberiana, si tramutò in un'esplosione di gioia e di letizia.

Il pomeriggio stesso il piccolo gruppo, ancora al commando dello stesso ufficiale, che in quell'occasione non disdegnò la fatica della lunga ascesa, riprese lentamente la via del ritorno su su per il pendio svizzero, verso la patria tanto travagliata.

Sull'alto delle bocchette fu l'ultimo addio ed egli accompagnò ancora a lungo con lo sguardo e con il cuore quei poveri giovani, quasi a proteggerli e ad invocare loro la guida del Cielo. — Qualche ora più

tardi alla cima di quelle bocchette apriche arrivò la triste eco d'una sparatoria lontana e protratta. Che avvenne di quei profughi?

Non se ne seppe più nulla.

La notte fitta ed il gran silenzio della montagna avvolsero nel loro manto questo tragico episodio della guerra. —

Dr. med. Remo Martinoli, Acquarossa.

Bildungswert der Schulbühne

Nach dem unbestrittenen Erfolg der letztjährigen Shakespeare-Aufführung zögerte der wagemutige Regisseur P. Sigisbert Frick nicht, auch 1945 nach einem Drama des großen Briten zu greifen. Daß er sich in der Wahl des Stückes nicht vergriff, bewies wiederum der schöne Erfolg. Wenn auch nicht alle Rollen gleich gut besetzt waren noch auch gleich überzeugend gegeben wurden, so war die heurige König Lear-Aufführung doch eine bemerkenswerte Leistung, welche den Beifall und die Bewunderung nicht nur der hiesigen, sondern auch hochstehender Besucher von auswärts fand. Besonders hat es das dem gewaltigen Stück fein angepaßte, vorzügliche Bühnenbild allen angetan. Und die in Wort und Spiel meisterhaft wiedergegebene Sturm- und Wetterszene mit dem wahnsinnigen König Lear auf der Bühne machte selbst auf kritische Zuschauer tiefen Eindruck. Man kann selbst den Donnerern und Blitzern hinter der Bühne das Lob nicht vorenthalten, daß sie ihre Sache gut machten.

Die Prometheus-Ouvertüre Beethovens, unter P. Ivos bewährter Leitung flott gespielt, mußte für das Drama, und »Die Zigeunerin« von Balfe mußte für Steblers »Kompanichalb« die seelische Vorbereitung schaffen.

Bisher kamen auf den Blättern der Kollegi-Chronik meist nur die Prominenten der Sarner Studentenbühne zu Worte. Diesmal sollen einmal die Nebenrollenträger und Statisten das Wort haben. Jedenfalls zeigen die folgenden Auszüge aus Schulaufsätzen der Erstrhetoriker, welche ihre Mitarbeit an »König Lear« zu schildern hatten, die Gedanken und Gefühle, Hoffnungen und Enttäuschungen der jungen Musensöhne nicht weniger unmittelbar als die Erinnerungen unserer Hauptspieler und »Theatergrößen«. P. Bonaventura.

Endlich ist mein sehnlichster Wunsch, einmal auf der Studentenbühne auftreten zu können, in Erfüllung gegangen. Ich war zwar nur

Statist und hatte die Rollen eines Edelmannes und eines Soldaten zu geben, aber ich bin doch recht zufrieden. Der erste Schritt zur Bühnenlaufbahn wäre getan! — So ein Statist hat es gar nicht leicht, muß er doch beim Spiel ganz dabei sein wie jeder andere. Ja, wenn er nicht lächerlich wirken soll, hat er es in gewissem Sinne schwerer als eine Sprechrolle. — Wie freut man sich zuerst, wenn der Regisseur einen für das Theater bestimmt! Aber welche Enttäuschung, wenn man »nur eine stumme Rolle« zugewiesen bekommt! Manche lassen dann gleich den Kopf hängen. Das soll man aber nicht, sondern eben das spielen, was man zu spielen hat, und immer das ganze Stück im Auge behalten, zu dessen Verschönerung man immerhin beiträgt. Und wer gäbe sich nicht der freudigen Hoffnung hin, ein anderes Jahr eine größere Rolle spielen zu dürfen?

Hans Schwager, I. Rhet.

Es ist immer ein großes Ereignis für alle Studenten, wenn in den Fastnachtstagen auf der Kollegibühne ein Theaterstück aufgeführt wird. Jeder würde gerne mithelfen, gern eine Rolle haben, und wäre es nur als Soldat oder Diener, als Kulissenschieber, Garderobier oder Platzanweiser.

So kam ich dieses Jahr zum erstenmal dazu, eine, ja sogar zwei kleinere Rollen zu übernehmen, nämlich die eines Heroldes und die eines Dieners. Das war gewiß nichts Großes, aber immerhin etwas. Das kleinste Schräubchen ist schon wichtig an der ganzen »Theatermaschinerie«.

Schon Wochen und Monate vor dem Spiel herrschte auf der Bühne, auf den einzelnen Buden der Mitwirkenden reges Treiben und Schaffen. Der allwaltende Pater Regisseur muß überall sein, um mit lenkender Hand und kundigem Geist alles ins richtige Geleise zu bringen. Täglich standen auf dem Schwarzen Brett im Atrium geheimnisvolle Zeichen, die eben nur den Eingeweihten, den Mitwirkenden am großen Werk, verständlich waren. Zu jeder Tageszeit — Nachtzeit darf ich nicht schreiben! — mußten wir bereit sein. Wenn ich auch meistens nicht viel zu tun hatte und herumstehen und zuschauen konnte, zugegen sein mußte ich trotzdem. Als Entschädigung dafür konnten wir uns am nächsten Tag in der Schule entschuldigen und brauchten keine unliebsamen Überraschungen in Form von Blitzkompos zu befürchten.



Szene aus »König Lear«:
Der des Verstandes beraubte König irrt auf öder Heide umher.

Endlich waren die vielen Proben abgeschlossen, und der Tag der ersten Aufführung kam. Nicht ohne jenes vielgenannte Lampenfieber — die Studenten nennen es weniger schön! — betrat ich die Bühne, denn ich wußte aus eigener Erfahrung, wie scharf die Augen der Mitschüler, geschweige der Professoren oder gar ehemaliger Regisseure sind. Wie leicht läuft so ein Diener, der nur auf der Bühne stehen muß und nichts zu sagen hat, Gefahr, als komplette Null taxiert zu werden. Doch es ging glücklich vorüber. — Etwas ansprechender war meine Rolle als Herold. Da hatte ich wenigstens eine Botschaft zu verkünden.

Aber trotz allem: das Theaterspielen ist schön, selbst für kleine Rollen. Auf alle Fälle bekommt man einen ganz andern Begriff von den »Brettern, die die Welt bedeuten«, und sieht und erkennt besser als die Unbeteiligten, wie viel Mühe und Arbeit hinter so einer Shakespeare-Aufführung für Spieler und Regisseur stecken, und die zu Kritik schnell bereite Zunge wird dadurch im Zaume gehalten. Und schon das ist ein Gewinn.

Josef von Ah. I. Rhet.

Aus dem Studentenviertel

Lieber Leser!

Vor zwei Tagen stieß ich zufällig auf den Spruch:
Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen
Ist Tugend und Begriff.

Hat wohl der Dichter an den Reporter gedacht, als er diesen Vers schrieb? Der Himmel mag es wissen; sicher ist nur, daß die jeweiligen Reporter die Schwächen ihrer lieben Mitmenschen ausnützen, um daraus Kapital zu schlagen. Wenn sie das nicht könnten, wären sie als Journalisten ohne Zweifel ihrem sichern Untergang geweiht.

Wenn ich mich nicht täusche, hat seinerzeit einer meiner geplagten Vorgänger offiziell festgestellt, daß die Studenten (und Professoren!) immer bräver werden, und daß er fürchtete, infolgedessen brotlos zu werden. Der gute Mann war damals zu optimistisch; denn es stellte sich bald heraus, daß in der benediktinischen Höhenluft des Sarner Kollegiums neben allem Übermenschentum doch das Menschliche immer noch Raum fand: *Homines sunt, et nil humani alienum a se putant!* —

So war es immer. Nur jetzt, ausgerechnet jetzt, da ich mich anschicke, Dir mit einem muntern Hofklatsch aufzuwarten, merke ich mit Schrecken, daß ich kaum in der Lage sein werde, Deine diesbezüglichen Sensationsgelüste zu befriedigen. Alles ist brav und ruhig, selbst die Dummheit scheint keine Blüten mehr zu treiben. Was mein Vorgänger nur fürchtete, ist erst jetzt eingetreten: alles sind Tugendbolde geworden!

Ich weiß, als Philosoph bist Du mit dieser Erklärung nicht zufrieden, sondern Du gehst als geübter Geistesakrobat den tiefsten Gründen dieser seltsamen, fast unglaublichen Erscheinung nach. Und diese will ich Dir nun offen klarlegen. — Das Fundament bilden die Exerzitien, denen wir uns vom 23.—25. Februar unterzogen. Diese waren nach einer ganz neuen strategischen Taktik durchgeführt, so nämlich, daß die »Großen« (5.—8. Gym., 1. und 2. Handelsklasse) einerseits, und die Kleinen (alles übrige Studentenmaterial) andererseits ihren eigenen Exerzitienmeister hatten. Begreiflich, daß der Generalangriff auf unsere Herzen viel konzentrierter ausfiel als in allen frühern Jahren. Diese Taktik hat sich so gut bewährt, daß sie nicht nur künftig hier am Kollegi beibehalten wird, sondern bereits von den Anglo-Amerikanern mit Erfolg übernommen wurde (direkter Vorstoß in das Herz Deutschlands). Der zweite, vermutlich ebenso wichtige Grund ist

die neue Ethik von P. Rektor. Man hatte ja schon lange große Hoffnungen auf sie gesetzt! Das Buch kam gerade im rechten Augenblick: fünf Tage nach den Exerzitien. In diese Zeit fällt ja nach übereinstimmenden Aussagen aller Exerzitienmeister der tote Punkt, wo der Teufel die Studenten wieder in seine Fallstricke zu locken sucht. Auch läßt es ihm nach dem Zeugnis des Evangeliums (vgl. Luk. 11, 26) keine Ruhe, daß sich so viele Seelen mit einem Male von ihm abwenden, sondern er geht hin, holt sieben andere Geister, die noch ärger sind als er selbst, um in das gereinigte und geschmückte Haus aufs neue einzuziehen und darin zu wohnen. — Von der neuen Ethik profitieren natürlich nicht nur die Studenten, sondern vor allem auch die Präfekten. Diese hatten, wie statistisch festgestellt wurde, 99 Prozent weniger Delikte zu bestrafen als in sämtlichen Wochen der Vorzeit! Die Ruhe ist ihnen sicher zu gönnen, und es ist nur zu hoffen, daß dieser Idealzustand recht lange anhalte. O welche Lust, Präfekt zu sein!

Fast vergäße ich über diesem freudigen Ereignis, meines Amtes als Reporter zu walten, das doch eben darin besteht, alles »wieder zu bringen« (reportare), was an Außergewöhnlichem vorgefallen ist. Unter dieser Rubrik muß ich Dir als besondern Tag den 3. März nennen. Wir durften nämlich Herrn Professor Dr. Nawiasky von der Handelshochschule St. Gallen hören, der uns über die Aussichten in den Verwaltungsberufen (Volkswirtschaft, Handel etc.) orientierte. Manch einer merkte da zum erstenmal, daß das Maturazeugnis nicht nur das Sprungbrett zu Jus, Medizin oder Theologie ist, sondern daß es noch ganz andere, ungeahnte Welten erschließt. Es ist zu erwarten, daß durch den aufschlußreichen Vortrag dem akademischen Proletariat wirksam gesteuert wird; denn aus den Ausführungen des Referenten ging deutlich hervor, daß die Berufe in Volkswirtschaft und Handel noch nicht überfüllt, ja nicht einmal genügend besetzt sind. Möge sich das akademische Proletariat in ein Handelsproletariat verwandeln!

Am 6. März fand zu Ehren unseres Neodoktors P. Pirmin Blättler eine gewaltige Feier statt. Zu diesem Zwecke war der Nachmittag schulfrei erklärt worden, und wir pilgerten nach Kerns, der Heimat des zu feiernden Doktors. Wohlgelungene Produktionen, Lieder- und Klavier-vorträge, Witze und Reden stiegen am laufenden Band. Wahrlich ein Bild, ein Zusammensein, wie es sich der Großmogul von Indien nicht schöner wünschen könnte! Was heißt: »Neapel sehen und dann sterben?!« Bluff! Eine solche Doktorkneipe erleben und dann sterben, aber erst dann! Ja, da könnten Götter selbst neidisch werden. Alles klappte

bis aufs I-Tüpflein. Nur etwas fehlte, doch wurde auch dieses »Etwas« bald würdig in die allgemeine Festfreude eingereiht, als mitten in aller Fröhlichkeit P. Rektor das Wort ergriff und unter anderm mit psychologischem Scharfblick bewies, daß zu diesem Fest unbedingt noch ein Vakanztage gehöre. Hei, setzte das einen donnernden Beifallssturm ab! Der Blitzeschleuderer Zeus war im Vergleich zu diesem Donner nur ein ohnmächtiger Hösy! — Wer mußte sich nachher wundern, als alle Anwesenden den restlichen Teil der Fastenzeit ebenso asketisch verlebten, wie sie ihn angefangen hatten?! — Die Subsylvia benützte den Anlaß, um P. Pirmin, der die Bestrebungen des Vereins immer unterstützt und seine Interessen gefördert hatte, in pectore zu ihrem Ehrenphilister zu ernennen. — Im richtigen Moment ergriff der Gefeierte das Wort und frischte einige Erinnerungen aus seinem Leben auf. Nicht wenig wunderten wir uns, als er sagte, er sitze nun volle 27 Jahre auf der Schulbank! Welcher Trost für manchen Militaristen, daß man trotz so vieler Schuljahre noch summa cum laude Doktor werden kann! — Mit dem Lied »Zoge-n-am Bogä« zogen auch wir wieder dem Schlachtfeld unserer Tätigkeit zu.

Im Kreise der Subsylvia hielt am 11. März Herr alt Ständerat Dr. Walter Amstalden einen Vortrag über Sozialismus und Kommunismus. Mit der gewohnten Geistesschärfe und Klarheit zeigte der Redner Wesen und Eigenart der beiden Weltanschauungen auf und riß bei dieser Gelegenheit der P. d. A. gründlich die Maske vom Gesicht. Für uns Junge war das Referat eine überaus wertvolle politische Schulung; manches Wetterleuchten am politischen Horizont verstehen wir nun besser. Dem geschätzten Redner sei an dieser Stelle noch einmal herzlich Dank gesagt. — Soll ich nicht auch mit Dank den gewaltigen Mostkongreß erwähnen, den uns der spendefreudige alt Obergerichtspräsident Johann Hegglin in Menzingen ermöglichte, indem er uns ein Faß echten »Zuger Fendant« dedizierte?

Die bekannt große Andacht der Studenten wurde am Namenstag des hl. Josef ganz unerwartet gestört, weil dem Diakon bei der Vesper der Rauchmantel in seiner ganzen Breite und Weite zu Boden fiel. Wahrscheinlich haben den Diener Gottes in jenem Moment ähnliche Gefühle beschlichen wie weiland Odysseus am Phäakenstrande...

Wenn ich zu Beginn meiner Epistel von der enormen Bravheit gesprochen habe, so darf ich dennoch im Interesse der Wahrheit nicht unterlassen, eine einzige, ganz kleine Ausnahme zu registrieren. Höre und staune! Am 19. März ermöglichte man den zwei obern Klassen,

das Kunsthhaus in Luzern zu besuchen, um die Ausstellungen von Wagner, Theurillat und Spörri, sowie »Denkmalskunst und Denkmalspflege in der Schweiz« unter der bewährten Führung von Herrn Konservator Dr. Paul Hilber und unseres Ästhetikprofessors Dr. P. Bonaventura zu besichtigen. 2¼ Stunden standen zu diesem Zwecke zur Verfügung. Daß für die Gaumen- und Gastralbedürfnisse wenig Zeit verbleiben würde, war ganz offensichtlich. Diese »unverantwortliche Disharmonie« von geistiger und materieller Freude bewog die grundsatztreuen Jünger Epikurs, quorum deus venter est, auf die Fahrt nach Luzern zu verzichten. Ganze drei Externe mußten (wieder einmal!) die Ehre der 8. Klasse retten, die in kurzem mit dem Reifezeugnis in der Tasche die Galerie der Koryphäen der Wissenschaft zu vermehren gedenkt...

Daß die Angst der Maturanden um ihr gieriges Bäuchlein völlig grundlos war, bewiesen in der Folge jene »Großen Drei«, die sich nach dem Rundgang durch das Kunsthhaus in einen nahegelegenen Erfrischungsraum stürzten und dort unter den erstaunten, belustigten, entsetzten, neidischen und — bewundernden Blicken der Anwesenden in der Rekordzeit von 4½ Minuten sich eine mächtige Torte einverleibten und überdies noch Zeit fanden, sie während drei Viertelstunden reichlich zu begießen. —

Die Feldmusik erhielt am 20. März die erste Spende für die Tombola. Dem alt Trompeter und sportbegeisterten Fabrikanten von Skibrettern, Herrn Bernhard Brunner-Spahr in Kleinfürst, verdanke ich im Namen der Studentenmusik als aktiver Brummbaß die schönen Gaben. Alte Liebe rostet auch beim Blech nicht! Vivant sequentes! — Das Jubiläum findet nun endgültig Sonntag, den 27. Mai, nachm. 4 Uhr, in der Turnhalle des Kollegiums statt. Jedermann, besonders aber die ehemaligen Bläser, sind zu diesem Fest recht herzlich eingeladen. Es kommt folgendes Programm zur Abwicklung:

1. Karl Kämpfer-Marsch, v. Th. Furter
2. Ansprache des Präsidenten, Student Johann Leu
3. Fantasie aus der Oper »Zauberflöte«, v. W. A. Mozart, arr. v. A. Klein
4. Menuett aus der 39. Symphonie, v. W. A. Mozart
5. Heldensöhne, Marsch v. A. Müller

In der Pause: Tombola

6. Ouvertüre zur Oper »Demophor«, v. F. A. Boieldieu
7. Brautchor aus »Lohengrin«, v. Richard Wagner
8. Jubiläumsmarsch (St. Jakob an der Birs), v. W. Schild.

Aus der 75 jährigen Geschichte der Kollegimusik erfahren wir, daß vor 1866 die »Musikgesellschaft Sarnen« an den Fastnachtstagen mitwirkte. Im Jahresbericht 1867/68 werden dann erstmals unter der Rubrik »Musikunterricht« Blasinstrumente erwähnt. Im folgenden Schuljahr leitete P. Augustin Grüniger, der spätere Abt, die »Blechmusik«. Die Mitgliederzahl war noch nicht groß. 1875 begegnet uns zum erstenmal der Name »Feldmusik«. Volle 32 Jahre, von 1876 bis 1908, dirigierte der Musikdirektor und Organist von Sarnen, Herr Nikolaus Ignaz Kathriner, mit Geschick und Erfolg die Feldmusik. — Zwanzig Jahre dauerte die unvergeßliche Direktion von P. Maurus Gentinetta. Bei seiner Erkrankung übernahm P. Bonaventura Thommen den Taktstock, bis er 1932 zur Erlangung der Doktorwürde nach Freiburg ging. Als Dr. phil. scheint er die Liebe zum edlen Blech eingebüßt zu haben! Inzwischen waren Herr Musikdirektor C. Z a j a c (1932—1933) und Herr Musiklehrer J. G a r o v i unsere Feldmusikdirigenten. Seit 1939 nun steht die Studentemusik unter der strammen Leitung von P. Notker David, ad multos annos, wie wir hoffen.

Daß man sich während der Karwoche besondern Bußübungen und Kasteiungen unterzog, angeregt durch die Lamentationen, brauche ich wohl nicht eigens zu erwähnen. Sie sind Dir ja noch aus der eigenen Praxis hier am Kollegium in bester und angenehmster Erinnerung. Der Karsamstag setzte diesen Bußwerken ein jähes Ende, sonst befänden sich vermutlich schon einige Prachtskerle im Jenseits... So aber zogen die Studenten secundum novam traditionem in die Ferien, um daheim ihren mehr oder weniger verdienten Osterhasen in Empfang zu nehmen. Interessant! Diesmal kritisierte keiner; denn 14 Tage Osterferien kann man schon gelten lassen! —

Der Reporter schlich in dieser Zeit öfters um die Häuserkolosse im quartier latin, quaerens quid devoret, um Stoff für seinen Brief zu finden. Leider gab es da nicht viel zu holen. Alles schien wie ausgestorben, nur der treubesorgte Hühnervater Bruder Otto war jedesmal irgendwo zu treffen. Er fragte jeweils höhnisch: »Gäll, gohscht wieder go spioniere?« Fast wie zur Strafe für sein unmotiviertes Auslachen eines armen Reporters bekam eines Tages der Hühnerbock (im Volksmund auch Güggel genannt) einen Wutanfall, in dessen Verlaufe der entsetzte

Sohn des hl. Benedikt etliche Male in die Waden gehackt wurde. Bruder Otto wehrte sich mit Händen, Füßen, Mistgabeln, Schaufeln und Steinen, während sich der tolle Gockel nicht hindern ließ, sich an des ehrwürdigen Bruders Waden bis zu seiner Sättigung gütlich zu tun. (Coupons hat er allerdings keine abgegeben!) So bedient sich Gott oft eines unscheinbaren Geschöpfes, um seinen Kindern heilsame Lehren zu geben. Der Reporter wird aber in Zukunft auf seinen Schleichwegen ums Kollegi kaum mehr ge—»hännselt« werden...

Du kannst Dir denken, lieber Leser, wie das ganze Professorenheim aufhorchte, da es hieß, Pater Senior sei im Bett, empfangen aber keine Kondolenzbesuche! Weil ich kurz vorher gelesen hatte (siehe Maschek, Lebendes Evangelium, Bd. I, Seite 218), daß der Teufel ganz bevorzugten Heiligen jeweils Besuche abstatte, ihnen Bücher, Geschirr usw. aus den Händen schlage, sie an die Wand drücke oder ihnen das Bein stelle, mußte ich bei der unerklärlichen Nachricht vom Unfall unseres lieben Pater Augustin sofort an eine solche Ursache denken. Denn, daß ihm während eines Trockenskikurses auf seinem Zimmer ein Unglück zugestoßen sei, wie bössartige Zungen behaupteten, wollte ich nicht glauben. Fast enttäuschend prosaisch war aber des Rätsels Lösung: Pater Senior hatte sich beim Anziehen der Schuhe den Fuß verstaucht! Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir sagen, daß Pater Augustin sich inzwischen sehr gut erholt hat und die Besserung ihren weitem Fortgang nimmt. Du siehst daraus, lieber Leser, daß man sich selbst im patriarchalischen Alter über die statischen Gesetze nicht leicht hinwegsetzen darf! —

Ich darf meinen Brief nicht schließen, ohne vorher noch ein zerknirsches »mea culpa« zu sprechen. Wie schlimm sich die Kürzung der Milch- und Brotration bereits auf meine Hirnzellen ausgewirkt hat, erhellt aus dem Lapsus, der mir im letzten Bericht über den Besuch der Philosophen im Bundeshaus unterlaufen ist, in dem ich zufolge momentaner Gehirnleere die lebenswürdige Führung von Herrn Dr. Jos. Erni, Sekretär beim Departement des Innern, im Bundespalais zu erwähnen vergaß. Ich möchte das hiemit nachholen und für alle Zeiten festgehalten haben. —

Um meine Kräfte voll und ganz auf die bevorstehende Matura zu konzentrieren, die anfangs Mai mit den schriftlichen Prüfungen beginnt, lege ich die Feder aus der Hand. Ich hoffe gerne, Dich nächstes Mal im Zeichen des Friedens mit meinem letzten Brief zu beglücken und grüße Dich herzlich

Hanns Pfammatter, phys.

(Fortsetzung folgt.)

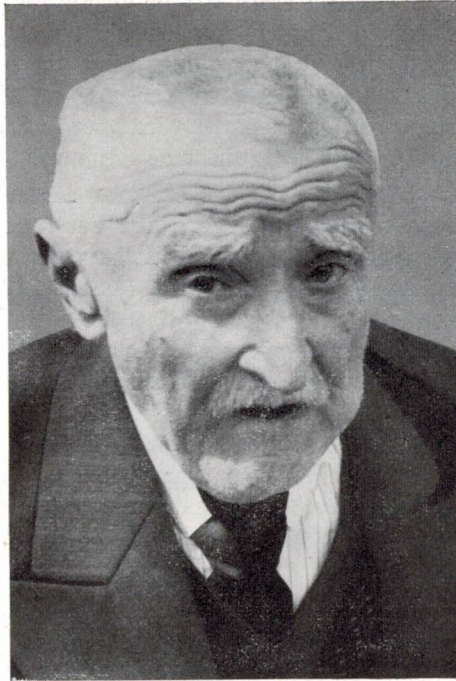
Unsere Toten

Fürsprecher Louis Scholer, Laufen (1872—1877).

Louis Scholer war der Nestor der praktizierenden Fürsprecher des Berner Jura. Im hohen Alter von 84 Jahren ist er am 2. Febr. 1945 in Laufen gestorben. Mit ihm ist eine markante Persönlichkeit dahingegangen, weshalb seiner hier auch dann gedacht werden dürfte, wenn keiner seiner ehemaligen Studiengenossen diese Zeilen lesen könnte.

Während des Kulturkampfes waren die Katholiken des Berner Jura glücklich, ihre Söhne in inner-schweizerischen Kollegien zu wissen. So studierten in den Jahren 1870 bis 1876 zahlreiche Jurassier in Sarnen, wie dies vor und nachher nie der Fall gewesen ist. Unter diesen befanden sich die Brüder Louis und Remigius Scholer aus Laufen. Ein Freund ihres Vaters, der mit diesen dem Verein »élèves des Jésuites« angehörte, der Geistliche Sebastian Carraz aus Pruntrut, hatte sie nach Sarnen gewiesen. Als Carraz wegen der Unterzeichnung des Protestes gegen die Absetzung des Bischofs Lachat durch die Diözesanstände im Januar 1874 aus den katholischen Bezirken des Berner Jura verbannt worden war, zog er selbst nach Sarnen, wo er eine Zeitlang auch Unterricht erteilte.

Die beiden Scholer waren sehr geweckte und tüchtige Studenten. Von Sarnen zog Louis nach Feldkirch, wo er immer Primus seiner Klasse war. Später studierte er drei Semester Philosophie in Innsbruck. Sein Vater hätte es gerne gesehen, wenn er, wie sein Onkel, Geistlicher geworden wäre. Louis entschied sich aber für Jurisprudenz. Nach Absolvierung der Matura in Luzern war er zuerst Student an den Universitäten Basel, München und Straßburg. An der juristischen Fakultät in der elsässischen Metropole wirkten damals einige hervorragende junge Rechtsgelehrte



(Laband und Sohm). Dort in Straßburg hat Scholer am intensivsten studiert, so daß er es wagen konnte, direkt nach Bern zu reisen, um dort ins juristische propädeutische Staatsexamen zu steigen, obwohl er vorher keine einzige Stunde in einem Berner Hörsaal verbracht hatte. Vor dem Examentag ist Scholer nachts 12 Uhr in der Bundesstadt angekommen. Das Examen bestand er glänzend. Professor Z. wollte aber Scholers Jurassier Freund, der schon einmal im Examen gescheitert war, durchfallen lassen. Dies veranlaßte Louis, den Professor aufzusuchen, um ein gutes Wort für seinen Freund einzulegen. Dieses Examen und die Intervention zugunsten seines Freundes waren für Scholer typisch. Sie zeigten seinen ausgezeichneten Kopf und sein mitfühlendes Herz. Später immatrikulierte sich Scholer in Basel und Bern. Er scheint aber seine Studien nach Art eines fahrenden Scholaren betrieben zu haben. Denn als er in Innsbruck als Student eingeschrieben war, weilte er fast ein ganzes Semester in München. Als Basler Student verbrachte er die meiste Zeit im nahen Freiburg, und während er offiziell Student der Alma Mater bernensis war, hielt er sich drei Monate in Paris auf.

Nach praktischer Tätigkeit in Bern, Saignelégier und Pruntrut, ließ sich Scholer in Laufen als Anwalt nieder. Durch seine ausgezeichnete humanistische Bildung, seine historischen und rechtlichen Kenntnisse, seine grundsätzliche Schulung, seinen beißenden Sarkasmus und nicht zuletzt durch seine Beziehungen zu den bekannten Führern der welschen Katholiken des Berner Jura war Scholer zum politischen Führer des römisch-katholischen Laufentaler Volkes bestimmt. Wohl waren die schwersten Stürme des Kulturkampfes vorüber. Der politische und wirtschaftliche Radikalismus war aber immer noch allmächtig. Auch scheute er sich nicht, seine Macht gegenüber den »staatsgefährlichen Ultramontanen«, wo immer er konnte, zu gebrauchen oder gar zu mißbrauchen. Das Restaurant »Schmiedstube«, das Scholer aus dem elterlichen Vermögen erhalten hatte, wurde der Mittelpunkt und Scholer der anerkannte Führer der Laufentaler Katholiken. Wie sein Vater in der schwersten Kulturkampfzeit treu für unsern Glauben gestritten, trat auch der Sohn begeistert in Wort und Schrift für die Belange seiner Glaubensgenossen ein. Als ihr Vertreter saß er bald in den wichtigsten Behörden. So war er auch mehrere Perioden Mitglied des bernischen Großen Rates. Im Bewußtsein der eminenten Bedeutung einer Zeitung, gründete er mit Dekan Konstantin Schmidlin den »Birstaler«, der leider später seinen schönen Namen in »Nordschweiz« umgetauscht hat. Das mutige und geschickte Eintreten Scholers für Recht und Freiheit der Katholiken hat manche Erfolge und dem unentwegten Kämpfen selbst große Befriedigung gebracht.

Nicht weniger erfolgreich war Scholer als Rechtsanwalt. Es ist dies nicht zu verwundern, da er den Anforderungen seines Berufes in reichstem Maße entsprochen hat durch seinen rechtlichen Sinn, sein scharf ausgebildetes juristisches Urteil, sein vielseitiges Wissen, seine hohe Intelligenz und durch

sein nie versagendes Gedächtnis. Dabei war Scholer kein kalter Verfechter des Rechts und der Wahrheit. Er sah nicht nur den Rechtsfall, sondern in seinen Klienten auch den Menschen. Ihm war er innerlich verbunden, ohne sich mit seinem Fall zu identifizieren. Diese Verbundenheit war vielfach der Grund, warum er für seine berufliche Tätigkeit kein Honorar beanspruchte oder sich mit einem kleinen Betrage begnügte. Wie oft war er mit einem Glas Wein oder auch nur mit einem Händedruck zufrieden! Einer seiner Freunde sagte einmal: »Il ne suffit pas d'être avocat et notaire, il faut aussi être commerçant.« Gerade das war aber Scholer nicht. Er hat sein Bureau nicht kaufmännisch geführt. Geldsachen waren überhaupt seine schwache Seite. Trotzdem wünschte sein Vater, er solle noch das Notariatsexamen bestehen, um als Notar, wie damals üblich, auch die eigentlichen Bankgeschäfte zu besorgen. Im Jahre 1897 hat der Sohn dem väterlichen Wunsche entsprochen. Im Berufe eines Notars fühlte er sich aber nie recht wohl. Er schrieb lieber Verse als Ehe-, Erb- und Kaufverträge. Schon in Feldkirch waren seine Gedichte aufgefallen. Namentlich sein Deutschprofessor ermutigte ihn, Literatur zu studieren. Die Helvetia Oenipontana und die Burgundia hat er oft mit köstlichen Gedichten und geistreichen Bierzeitungen beschenkt. Zu den wichtigsten Ereignissen des Laufentales hat Scholers Muse immer vortreffliche Verse beigezeichnet.

Wie hat männiglich freudig gelacht, als 1915 — 100 Jahre nach der Vereinigung des Jura mit dem Kanton Bern — am Niedertor des Städtchens unter dem Berner und Laufener Wappen, einem weißen Bischofsstab im schwarzen Feld, die von Scholer stammende Inschrift prangte:

Wir halten treu zum Baselstab,
Man hat ihn uns entwunden,
Vor 100 Jahren ward uns dann
Ein Bären aufgebunden.

Obwohl Scholer aus einer begüterten Familie stammte, lebte er in den letzten Jahrzehnten in dürftigen Verhältnissen. Er empfand dies aber nicht als Übel. Deshalb hat er sich auch nie über sein Schicksal beklagt. Er bewahrte bis in sein hohes Alter eine philosophische Abgeklärtheit und einen goldenen Humor. Seine Abneigung gegen das Materielle dürfte seiner hohen Geisteskultur und seiner stillen, tiefen Religiosität zuzuschreiben sein. Es war, als ob er sich die Verse eines andern Rechtsanwaltes zum Lebensmotiv erwählt hätte:

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: Du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Ja, Scholer ist sich selbst treu geblieben, trotzdem es ihm an Lockungen von gegnerischer Seite nicht gefehlt hat.

Es entbehrt nicht der Tragik, daß beide Brüder Louis und Remigius Scholer durch Unfälle ihr Leben lassen mußten. Remigius ist vor einigen Jahren in Brunnstadt bei Mülhausen, wo er als hochgeschätzter Arzt gewirkt hatte, von einem Auto überfahren worden. Louis zog sich bei einem Fall auf der ver-eisten Straße einen schweren Oberschenkelbruch zu, wobei sich rasch weitere gesundheitliche Komplikationen einstellten. Leider schied sein Leben nicht so leicht, wie sich ein reifer Apfel von seinem Zweige löst. Scholer mußte die letzten Tage noch sehr leiden. Nun aber hat er gewiß den Lohn der göttlichen Gerechtigkeit empfangen, er, der so mutig und selbstlos für seine Glaubens-genossen und die armen Rechtsuchenden eingetreten ist nach den »Grundsätzen, die im ewigen Gerechtigkeitswillen selber verankert sind«. (Bundes-richter Dr. Felix Clausen.) Uns aber sei Louis Scholer Mahnung, treu und unerschrocken zu unserm erhabenen Glauben zu stehen.

Potius mori quam foedari!

Dr. J. Gerster, Laufen.

Personalnachrichten

Geistliche Ämter und Würden

H. H. Georg Chevrolet, bisher Vikar in St. Ursanne, wurde zum Pfarrer von Buix (Bern) ernannt. — Der Regierungsrat des Kantons Luzern hat den H. H. Dr. phil. Josef Rüttimann definitiv zum Professor der Philosophie an der Kantonsschule gewählt.

Wahlen und Berufungen

Die Obwaldner Landsgemeinde wählte Herrn Dr. med. Edwin Stockmann, Sachseln, zum Oberrichter; Herrn Alban Küchler, Gemeindeschreiber in Alpnach, zum Ersatzmann des Obergerichtes; Herrn Otto Wallimann, Sarnen, zum Kantonsingenieur. — Aus den Großratswahlen des Kantons Aargau ging Herr Gerichtspräsident Dr. Josef Kottmann von Laufenburg ehrenvoll als Großrat hervor. — Der Senat der Universität Lausanne erkannte Herrn Dr. Paul Ehrensam von Solothurn, z. Z. Fürsprecher und Notar in Zürich, als Auszeichnung für seine Dissertation »Gesellschaft und Erbrecht« den Prix Mercier zu. — Dr. rer. pol. Hans Dirlewanger von Arbon, der schon seit 1923 im Dienste der SBB steht, wurde noch im alten Jahr zum Abteilungsvorstand des kommerziellen Dienstes für den Güterverkehr ernannt — Herr Kantonsrat Klemens Staub-Peter, Tierarzt in Menzingen, wurde Schulrat. — Herr Josef Kägi von Zeiningen (Aargau) übernahm die Leitung des Spitals in Tiefenkaasel. — Herr Jost Mäder von Alpnach erhielt die dortige Sekundarlehrerstelle.

Militärische Beförderungen

Ihr Leutnantsbrevet besitzen: Herr Alfred Müller von Basel, Herr François Morard, stud. chem., Bulle, und Herr Hanspeter Zen-Ruffinen von Baden.

Examen

Herr Leonhard Saxer von Wohlenschwil, in Sarnen, Hauptlehrer für Physik an der Kantonsschule Aarau, hat in der zweiten Osterwoche bei Herrn Professor Dessauer in Freiburg mit Glanz in der Physik doktoriert. Seine Dissertation behandelt »Elektrische Messungen kleiner atmosphärischer Druckschwankungen«. — Herr Hans Zurgilgen von Bassersdorf bestund erfolgreich das zürcherische Staatsexamen als Veterinär. — Herr Theobauler von Schüpfheim kann sich nunmehr diplomierter Baumeister schreiben. — Ihr zweites Prope haben glücklich hinter sich: Herr Josef Brudermann von Donzhausen und Herr Josef Dinkel von Eiken. — Herr Jean Rime aus der Schlangenapotheke von Bulle kann das erste bestandene pharmazeutische Examen melden.

Vermählungen

Herr Eduard Lamy führte am Osterdienstag in der Notre Dame-Kirche zu Lausanne Fräulein Tina Ory de Sousa von Bern an den Traualtar. — Herr Paul Schnyder, Luzern, schloß mit Fräulein Maria Scherer von Meggen den Bund fürs Leben.

Familienzuwachs

Herrn und Frau Dr. Alfred Gräni-Bircher, Stans, wurde der erwartete Stammhalter Alfred geboren. — Herr und Frau Dr. Karl Schärer-Breitenstein melden die glückliche Geburt eines Sohnes Karl. — In poetischer Form zeigten Herr und Frau Bezirksammann Laurenz Fäh-Pfister, Wil, die Ankunft einer Tochter Margrit an. — Philippa Maria heißt die erstgeborene Tochter von Herrn und Frau Oskar Hoby-Rapold, Zürich. — Herr und Frau Armin Koch-Selg, Luzern, begrüßten freudig ihren Sohn Jürg Armin.

Allseits herzliche Glückwünsche!

Mitteilungen

Das Mariengedicht auf der Titelseite ist nach einer St. Galler Handschrift des 15. Jahrhunderts geschrieben von Th. Winter-Wagner, Basel.

Den Druckstock des Totenbildes stellten die Angehörigen des Verstorbenen in verdankenswerter Weise zur Verfügung.

Redaktionsschluß für die nächste Nummer: 15. Juni 1945.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. P. Bonaventura Thommen.

Druck: Buchdruckerei Louis Ehrli & Cie., Sarnen.

Expedition: P. Athanas Perrelet, Kollegium, Sarnen.

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal während eines Schuljahres.

Bezugspreis: Fr. 2.50. Postscheck VII 6875, Kollegi-Chronik, Sarnen.